

Gute Nachrichten: schlechter Tag!

Eine Karikatur muss binnen einer Sekunde funktionieren. Sagt Patrick Chappatte, der Pressekarikaturist in drei Zeitungen, drei Sprachen, drei Kulturen.

Von Jean-Jacques Roth



Patrick Chappattes schlechte Tage sind die Tage mit guten Nachrichten. Wenn die Arbeitslosigkeit sinkt, in Bagdad Ruhe herrscht, Roger Federer gewinnt, schleicht er umher und sucht verzweifelt nach der Zeichnung für den folgenden Tag. «Gute Nachrichten geben nicht die besten Karikaturen. Sie sind harmlos, nett, ohne Belang.»

Bereitet es einem Patrick Chappatte, vierzig, gut aussehend, mit rabenschwarzen Haaren, etwa hämisches Vergnügen, zu sehen, wie die Welt aus dem Ruder läuft und Unglück über sie hereinbricht? Ist es dies, was das Talent eines Pressekarikaturisten ausmacht: sarkastischer Humor, boshafte Ironie?

Im Gegenteil. Patrick Chappatte verabscheut das Lachen, das verletzt, sich lustig macht, blossstellt. «Der Humorist will herrschen. Wer einen Witz erzählt, hält das Publikum, das erbelacht, in seinem Bann. Studien zufolge lachen Menschen lauter, wenn es ihr Chef ist, der Spässe macht. Und die Mehrzahl der Witze funktioniert über die Triebfeder der Bosheit. Woran ich hingegen Gefallen finde, ist das Lächeln, das sich einer guten Übersetzung des Tragischen verdankt.»

Weder Hohn noch Unterhaltung. Ein Humor, der eher die Intelligenz des Lesers anpeilt als seinen Instinkt. Sich die Übersicht über eine komplexe Situation verschafft und deren Räderwerk beleuchtet: solcherart sind die Züge von Chappattes Karikaturen, den bekanntesten der Westschweizer Presse, in welcher der Mann sich seit zwanzig Jahren immer wieder ausgezeichnet hat.

Kaum sechs Jahre alt, fing er an zu zeichnen. Und hörte nie mehr auf damit. Der dritte Sohn eines jurassischen Vaters und einer li-

banesischen Mutter, in Karachi geboren, aufgewachsen in Singapur, später in Genf, kann sich an keine anderen Kindheitsleidenschaften erinnern. Seine ersten Helden hiessen Ugh und Uge; der eine böse, der andere gut. Der erste versuchte von der Mauer zu springen, der zweite hielt ihn davon ab. Später erfand er den Inspektor Turbo, der auf dem Einband seiner Mathe-Hefte lebte.

Die Universität oder eine Kunstakademie zu besuchen, hatte er keine Zeit. 1988, mit einundzwanzig Jahren, wird er Karikaturist bei «La Suisse», der grossen populären Westschweizer Tageszeitung. Mit dem Blatt geht es bergab, doch entfaltet hier ein junges Journalistenteam in ausgelassener Stimmung rege Betriebsamkeit. Chappattes erste Karikatur gilt dem Ausbruch von Walter Stürm. Dank seines spitzen, professionellen Zeichenstrichs, dank seiner Fähigkeit, die Bedeutung einer Information für den Leitartikel herauszuarbeiten, setzt er sich schnell durch. Als «La Suisse» vier Jahre darauf von der Bildfläche verschwindet, steigt er für sechs Jahre bei «L'Hebdo» ein. Ein heftiger Konflikt mit dem Chefredaktor der «Suisse» hat ihn jedoch überzeugt, nicht von einem einzigen Arbeitgeber abhängig sein zu wollen. Er sucht die Zusammenarbeit mit vielen, und rasch findet seine Karriere eine nationale, später eine internationale Fortsetzung. Die «Weltwoche» – frühere Spielart – publiziert seine Karikaturen jede Woche auf ihrer Titelseite. Danach zeichnet er sich ins Allerheiligste vor, die US-Presse; eine Annäherung, die ihm ein dreieinhalbjähriger New-York-Aufenthalt mit seiner Frau, der Journalistin und Fernsehproduzentin Anne-Frédérique Widmann, ermöglicht. Chappatte arbeitet mit «Newsweek» zusammen (wo er sich an einem Comicstrip versucht, der ohne Folgen bleibt) und avanciert zu einem der festen Karikaturisten der «International Herald Tribune», bevor er als Hauskarikaturist der Zeitung «Le Temps» (seit deren Gründung 1998), später auch der «NZZ am Sonntag», in die Schweiz zurückkehrt.

Drei Titel, drei Sprachen, drei Kulturen: Patrick Chappatte ist zweifellos der einzige Pressekarikaturist, dem dieser Hochseilakt gelingt. «Als die «Weltwoche» anfragte, dach-

te ich nicht, dass das Experiment lange andauern würde. Doch ich habe entdeckt, dass humoristisch kein Röstigraben existiert. Die Leser haben vergleichbare Referenzen. Im übrigen machen viele Westschweizer Karikaturisten jetzt auch in der Deutschschweiz Karriere: Mix et Remix im «Sonntags-Blick», Herrmann in der «Sonntags-Zeitung»...»

Doch ist die Sprache keine harmlose Hürde. «In einer Pressekarikatur sollten die Figuren Alltagssprache sprechen, also «Schwyzertütsch». Die Würze eines Wortes kann eine Karikatur ausmachen. Humor verlangt den höchsten Grad an sprachlicher Meisterschaft. Im Deutschen wird mir diese Komplexitätsstufe immer entgehen.» Folglich hat Chappatte bei der «NZZ am Sonntag» einen festen Ansprechpartner, der mit ihm gemeinsam nach dem idealen Vokabular sucht.

Distanz und Klischee

Die Zeichnungen hingegen, die er zweimal die Woche an die «International Herald Tribune» liefert, konzipiert und produziert er – auf englisch – allein. Hier spricht er seine Muttersprache: Die angelsächsische, die Situationskomik bevorzugende Pressekarikatur ist seine Referenz, und deren Übervater, Oliphant, einer seiner Lehrmeister; genau wie der französische Maler und Karikaturist Honoré Daumier, der die Pariser Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts mit aussergewöhnlicher Scharfsicht karikierte.

Die Schwierigkeit besteht hier in der Distanz zur us-amerikanischen Aktualität. «Für eine gute Zeichnung braucht es eine grosse Nähe zum Thema. Sonst begnügt man sich oft mit Klischees wie jenen, die die ausländischen Pressekarikaturen während der Affäre um die nachrichtenlosen Vermögen überschwemmten. Ein Stereotypen-Brei.»

Als Beispiel nennt er die Kritik an George W. Bush; ein Genre, das in Europa gut funktioniert, wo die Leserschaft das bequeme «Bush-Bashing» liebt. In den Vereinigten Staaten empfiehlt sich ein subtileres Vorgehen, will einer keinem Gemeinplatz auf den Leim gehen; diesem unermüdlichen Feind des guten Journalismus – mithin auch des Chappatteschen Talents.

Dennoch gilt: Das Klischee ist das Instrument des Pressekarikaturisten. Um Persönlichkeiten zu identifizieren, muss man überzeichnen. Um Nationen oder ethnische Gruppen kenntlich zu machen, ist der Rückgriff auf Eigentümlichkeiten Pflicht. «In jeder überkommenen Vorstellung steckt eine fundamentale Wahrheit», sagte Orwell. Doch die zeitgenössische Empfindlichkeit lässt das nicht mehr zu. «Die Haut eines Schwarzen zu schwärzen oder ihm krause Haare oder dicke Lippen zu zeichnen ist in den USA ein Ding der Unmöglichkeit: Man betrachtet es als stigmatisierend. Schwarze und Weisse sollen die gleichen Gesichtszüge haben; knapp zulässig ist, die Haut der ersten leicht zu schraffieren, um eine Unterscheidung zu erlauben. Das ist vollkommen absurd. Das Klischee ist das Medium des Karikaturisten, nicht die Message!»

Mit Patrick Chappatte zu arbeiten ist leicht. Das sagt einer, der seit bald zehn Jahren eine Zusammenarbeit mit ihm pflegt, zunächst bei «L'Hebdo», dann als sein Chefredaktor bei «Le Temps». Chappatte ist kein ängstlicher Mensch, der seine Kollegen für seine existenzielle Verunsicherung verantwortlich machen oder zu Sündenböcken stempeln würde, wenn ihm nichts einfällt. Sein Handwerk macht aus ihm einen überaus zuverlässigen Partner, der seine Zeichnung stets termingenaу abliefern, reibungslos und perfekt ausgefeilt.

Er ist unabhängig, doch nicht auf Auflehnung aus: Er braucht nicht zu provozieren, um sich das Gefühl zu verschaffen, dass er existiert. Und weil er das Derbe des platten Lachers hasst, übertritt selten eine seiner Karikaturen die Grenzen der Dezenz. Chappattes Humor besitzt die Tragweite eines Editorials. Er lässt uns über eine Realität schmunzeln und macht sie lesbar, indem er ihre Widersprüche ausleuchtet. «Das schönste Kompliment für mich», sagt er, «ist, wenn meine Zeichnung zu verstehen erlaubt, was in einer bestimmten Situation auf dem Spiel steht.»

Er selbst, steht er eher links, rechts? «Von meinem Temperament her bin ich politische Mitte – ein Graus für einen Pressekarikaturisten, denn das Genre ist reaktiv, parteiisch. Die Pressekarikatur, kann man sagen, steht links, da sie die etablierte Ordnung, die Machtverhältnisse und Institutionen naturgemäß in Frage stellt.»

Ideal ist in seinen Augen, die Rolle eines Gegenpols zu spielen zur redaktionellen Linie und zum institutionellen Image der Zeitung, für die er arbeitet. «Nichts ist langweiliger, als in einem linken Blatt linke Positionen zu vertreten!» Den Anspruch, ein Revolutionär zu sein, stellt er jedoch nicht. «Die Pressekarikatur ist nicht innovativ; sie ist reaktionär, weil den Lesern die von ihr benutzte Information bekannt sein muss. Sie neigt also nicht zur Innovation.» Und doch entwickelte Patrick Chappatte mit dem Reporta-

ge-Comic ein originelles Genre, das er für verschiedene Zeitungen umsetzte und später in einer Sammlung (*Reportages BD*, Le Temps Editions) veröffentlichte. Diese «Schwarz-Weiss-Reisen» haben ihn an alle möglichen Schauplätze der Welt geführt, auch in der Schweiz, etwa auf die Baustelle des Gotthardtunnels und in das von Lawinen heimgesuchte Dorf Évólène. Als Mischung aus journalistischer Arbeit und Reisetagebuch sind diese Reportagen durchaus persönlich gefärbt. So porträtierte er 2000 den Alltag seiner Tante Sousou, die in Beirut eine französische Buchhandlung führt; eine ebenso unerwartete wie erfolgreiche Methode, den Bürgerkrieg und seine Verwüstungen zu illustrieren. Zwei Wochen nach dem 11. September 2001 ging er zurück in das Quartier in Manhattan, in dem er gelebt hatte – downtown, unweit der eingestürzten Türme –, um dort seinem «Doorman» wieder zu begegnen und, von persönlichen Erinnerungen ausgehend, das World Trade Center und den Geist Manhattans zu erzählen.

Witz und Intelligenz

Bebildert hat er ebenfalls das World Economic Forum in Davos («Dans le club des maîtres du monde»), dessen regelmässiger Gast er während vieler Jahre war. Neben Wissenschaftlern, Unternehmern, NPO-Verantwortlichen und Künstlern aus aller Welt erscheint er sogar im erlauchten Zirkel der durch das WEF als «Young Global Leaders» designierten Persönlichkeiten.

Diese Vielfalt an Destinationen illustriert das breite Spektrum der Chappatteschen Interessen, die sich nicht auf Politik allein beschränken. Er befasst sich auch mit Ökonomie, Gesellschaftsthemen und grossen philosophischen Fragen, die etwa mit dem Ursprung des Menschen oder ethischen Problemen in Zusammenhang stehen, welche die moderne Gesellschaft und ihre umstrittenen Errungenschaften aufwerfen.

Chappattes internationalem Format, seinen häufigen Reisen, seinen Kontakten mit Berufskollegen der wichtigsten Zeitungen ist es zu verdanken, dass er für die Nord-Süd-Beziehungen und die Ausländerthematik eine besondere Sensibilität entwickelte. Seine Haltung geht aber auch auf privatere Umstände zurück: Manche Mitglieder seiner Familie lägen heute vermutlich tot unter dem Schutt der libanesischen Kriege, hätte die Schweiz ihnen nicht ihre Tore geöffnet.

Mag sein, dass er aus diesem Grund auch den Röstigraben mit besonderer Sorgfalt thematisiert; eine Fundgrube an Klischees, mit denen viele seiner Kollegen ihre liebe Not haben. Bei der Rückkehr der Familie in die Schweiz – so erinnert er sich an sein erstes Schuljahr als Siebenjähriger in Évillard, in der Nähe von Biel – «waren die West- und Deutschschweizer Klassen getrennt, und ich war sehr verängstigt, weil die Deutschschwei-

zer die Romands während der Pause angriffen».

Aus solcherart persönlicher Erfahrung mit grossen und kleinen Zwisten bildete er ein starkes Immunsystem gegen die Keime von Hass und Gewalt aus. So äusserte er sich während des Streits um die Mohammed abbildenden Karikaturen und kritisierte die Publikation der provokativen Darstellungen des Propheten in der dänischen Zeitung «Jyllands-Posten». «Warum sich plötzlich die Frage der Mohammed-Abbildung stellte, die in fünfzehn Jahren kein einziges Mal ein Thema war, blieb mir unverständlich. Im übrigen ist alles eine Frage des Kontexts. Bei der Unterzeichnung des Genfer Friedensvertrags zwischen Palästinensern und Israeli hatte ich Moses und Mohammed gezeichnet, die einander die Hand reichen. Niemand erhob Einspruch.»

Eine gute Karikatur muss laut Chappatte drei Ziele erreichen: zum Lachen bringen, die synthetische Sicht einer Information liefern und dazu einen persönlichen Kommentar abgeben. Damit dies gelingt, fertigt er jeweils mehrere Skizzen mit unterschiedlichen Ideen an – bis zu sechs oder sieben zu einem einzigen Thema – und legt sie der Redaktion vor, welche sie intern testet und ihre Präferenzen festlegt. Diese dienen ihm als Hinweis, denn die Zeichnung, die er letzten Endes anfertigen wird, wählt er eigenständig aus. Doch zeigt sein Verfahren die Bedeutung, die Chappatte den Konzepten Medienwirksamkeit und Publikum zumisst. Eine Karikatur, erinnert er, muss binnen einer Sekunde funktionieren. Und generell ist der erste Einfall, den er hat, der beste. Unentbehrlich bleibt die Übung trotzdem, denn sie trainiert seine grauen Zellen und zwingt ihn, nach dem besten Verhältnis von Form und Inhalt zu suchen: «Die schulmeisterliche Botschaft muss ich genauso vermeiden wie den oberflächlichen Gag.»

Eine solche Methode sagt einiges aus über Chappattes Anspruch und Disziplin. Dennoch bleiben, ihm zufolge, die Perlen rar, wenn er sich nach seinen alten Zeichnungen umschaу. «Ins Archiv einzutauchen ist eine Tortur, und nichts ist schlimmer als eine Ausstellung von Pressekarikaturen. So vieles veraltet rasch in diesem Bereich!»

Den Mut, seine Rückblick-Allergie zu überwinden, hat er trotzdem, denn er veröffentlichte mehrere Sammlungen seiner Zeichnungen in Französisch, Deutsch und Englisch. Wer diese durchsieht, Jahre später, nimmt Mass an Chappattes Talent. Über den Humor oder das formale Gelingen der Karikaturen hinaus sind es die Stichhaltigkeit seiner Analysen und die Fähigkeit zur politischen Antizipation, die verblüffen. Mehr als in vielen auf den gleichen Seiten erschienenen Editorials...

Aus dem Französischen von Marie-Pierre Fauchère